

Mit der eigenen Stimme über die Welt singen

Doris Dörrie im Gespräch mit Béatrice Ottersbach

BO: Fangen wir beim Anfang an: Sie unterrichten seit 1997 an der HFF München. Was war der Auslöser?

DD: Der Auslöser war ganz einfach: 1997 gab es immer noch keinen Drehbuchstudien-gang. Da es mich so gestört hat, als ich hier studierte, dass keiner einem etwas über das Drehbuchschreiben erzählt hat, habe ich gedacht: »O.k., dann mach' ich das jetzt!« Ich hatte bis zu diesem Zeitpunkt schon sehr viele Drehbücher geschrieben, auch immer wieder in Amerika Kurse belegt und dort auch schon unterrichtet. Ich habe von dort den Gedanken mitgebracht, dass man verpflichtet ist, das, was man kann und zudem beruflich ausüben darf, weiterzugeben. Das ist eine sehr angloamerikanische Vorstellung vom Lehrbetrieb, die mir immer gut gefallen hat. Deshalb findet man an den amerikanischen Unis sehr viele Leute, die direkt aus der Praxis kommen.

BO: Sind Sie zu HFF gegangen und haben gesagt: »Ich will hier unterrichten«?

DD: Nein. Ich weiß gar nicht mehr, wie es entstanden ist und woher die Eingebung kam – nach mehr als 30 Jahren –, dass man vielleicht doch Drehbuch unterrichten sollte. Die Erkenntnis, dass man Schreiben auch wirklich als Handwerk begreift, ist in Deutschland leider immer noch nicht wirklich verbreitet. Das verändert sich nur ganz zögernd, weil Schreiben als Ge-

niestreich begriffen wird. Nach dem Motto: Man kann schreiben oder man kann es nicht. Aber dass es da auch ganz klar Dinge zu lernen gibt, das gilt fast noch als Tabu. Das wird noch, ich weiß nicht, 250 Jahre dauern, bis sich diese Vorstellung grundlegend verändert.

BO: Wie fängt man mit dem »Filmlehren« an? Das bekommt man ja nicht beigebracht und kann sich auch nicht an konkrete mathematische Formeln halten ...

DD: Schon, ich hatte ja ein Vorbild in Amerika. Ich wusste sehr genau, wie ich das machen wollte. Da ich auch sehr viel Prosa schreibe, war es für mich wichtig, nicht zwischen Prosa- und Drehbuchschreiben zu unterscheiden und diesen Ansatz des Creative Writings mitzubringen. Den gab es hier noch überhaupt nicht.

BO: Das war von Anfang an Ihr Ansatz: Creative Writing?

DD: Also ganz klar einerseits Dramaturgie und andererseits Creative Writing zu unterrichten. Damit bin ich eingestiegen und wir haben dann zu dritt, meine Assistentinnen Gunda Borgeest, Jeannette Ischinger und ich, diesen Lehrstuhl aufgebaut und diese beiden Ansätze absichtlich sehr wild gemischt. Ich habe auch darauf bestanden, dass alle Studenten zu mir kommen können, was ich als Einzige immer noch durchhalte.

BO: Auch Kamerastudenten?

DD: Ja, und Produzenten – alle! Ich stelle immer wieder fest, dass gerade die, die meinen nicht schreiben zu können, am Ende oft besser sind als die, die sich für Genies halten.

BO: Kommt es auch zum Beispiel vor, dass ein Kamerastudent das Schreiben für sich entdeckt und die Kamera beiseite lässt?

DD: Ja, ständig. Das passiert vor allem bei den Produzenten. Weil unter den Produzenten oft Studenten sind – und das erkenne ich von mir damals wieder –, die nicht so recht wissen: »Hmmm ... bin ich eher Regisseur? – Nee, eigentlich nicht. Mehr Autor? – Bin ich vielleicht auch nicht. Kamera? – Weiß ich auch nicht.« Sie sind also unentschieden und bewerben sich für das Produzieren, weil sie da zu Recht annehmen, dass das Studium klar strukturiert ist und dort nicht so viel »Talent« – in Anführungszeichen – von ihnen erwartet wird. Das sind aber oft die, die sehr gut Schreiben können. Wohingegen die Regiestudenten unter einem ständigen Talentverdacht und -druck stehen (*lacht*), der sie dann auch erst einmal schwer ins Gebüsch treibt. Der normale Weg des Regiestudenten ist, dass er bald auch sehr enttäuscht von seinem erwarteten Talent ist. Wie soll er das denn auch gleich wissen, was er erzählen will, warum und wie? Da gibt es eine enorme Fallhöhe.

BO: Sie sind ja eine sehr produktive und anerkannte Filmemacherin und Buchautorin. Welche Auswirkung hat das auf Ihre Lehrtätigkeit, dass Sie bei Ihrer Karriere aus dem Vollen schöpfen können?

DD: Es hat viele Vorteile, glaube ich. Zum einen ist mein Leben nicht das akademische Leben und deshalb erhoffe ich mir auch keine Karriere im akademischen Umfeld. Das macht mich sehr frei. Ich bin nicht hier, um aufzusteigen und meinen Stuhl für die nächs-

ten 15, 20 Jahren zu sichern. Im Gegenteil: Mir war es immer wichtig klarzumachen, dass ich jederzeit gehen kann, wenn ich es denn will. Und zum anderen bringe ich natürlich eine gewisse Glaubwürdigkeit mit. Ich brauche nicht zu beweisen, dass ich weiß, wovon ich spreche.

BO: Das kann bei den Studenten sowohl große Hoffnungen (»Das schaffe ich auch!«) als auch Ängste (»So wie die, das schaffe ich nie!«) auslösen, oder?

DD: Das weiß ich nicht. Ich steige jedes Jahr mit den neuen Studenten auf die gleiche Art und Weise ein, indem ich versuche klarzumachen, dass ich sie als Kollegen betrachte. Sehr junge und unerfahrene Kollegen, aber Kollegen. Wir sind hier, um Filme zu machen. Ich bin ja hier, weil ich einen Erfahrungsvorsprung habe (*lacht*). Ich war mal diejenige, die wenig Erfahrung hatte, jetzt bin ich die, die Erfahrung hat. Aber erst einmal sind wir Kollegen. Und diese Herangehensweise funktioniert ganz gut.

BO: Es ist also ein offenes Weitergeben?

DD: Naja, ich betrachte mich zunächst wohl eher als eine Gesangslehrerin. Ich bin dazu da, den Studenten zunächst Vertrauen in die eigene Stimme zu geben und ihnen beizubringen, wie man eine eigene Stimme überhaupt findet, wie man sie schult und wie man damit immer klarer und lauter singt. Die zweite Aufgabe besteht darin, seine Musik und seine Lieder zu finden. Diese Verbindungen, also eine eigene Stimme zu entwickeln und gleichzeitig die Welt auch wirklich wahrzunehmen und zu merken, was man über diese Welt erzählen will, das sind meine Hauptpfeiler. Es ist das Beobachten der Welt, das Wahrnehmen von der Welt, eine eigene Vision von der Welt zu finden, zu erspüren und gleichzeitig auch die eigene Stimme zu stärken und zu trainieren.

Mit der eigenen Stimme über die Welt singen

BO: Wie muss ich mir den Unterricht denn vorstellen?

DD: Mit der eigenen Stimme über die Welt singen (*lacht*). Ja, das ist eben diese Mischung, die ich immer wieder den Studenten deutlich zu machen versuche. Dass sie erst einmal sehr genau über sich selbst, über ihre Art die Dinge wahrzunehmen nachdenken und darüber schreiben müssen – sehr viel schreiben müssen. Das kann über sehr kleine Dinge gehen und auch über größere ... aber erst mal ganz genau gucken: »Wie sehe ich diese Welt? Was ist überhaupt mein Blick auf diese Welt?« Und ich möchte ihnen gleichzeitig auch klarmachen, dass sie bereits das Produkt ihrer Umwelt, ihrer Familie, ihres Landes sind – dass sie nicht unabhängig davon existieren. Im nächsten Schritt versuche ich ihnen beizubringen, dass sie sich mit offenen Ohren und Sinnen auf die Suche begeben müssen nach dem, was sie erzählen wollen. Das sind sehr unterschiedliche Dinge. Das eine ist dokumentarisch angelegt: Man muss zugucken und zuhören. Das muss man allerdings auch erst lernen. Dazu machen wir viele Übungen – Wie guckt man? Wie hört man zu? Die Welt wird erst interessant, wenn man ihr wirklich lauscht und zuschaut. Und auf der anderen Seite: Was ist wirklich mein eigener Blick? Also jedem klarzumachen, dass ein jeder seinen eigenen Blick hat. Denn die große Falle für Autoren ist der Gedanke: »Oh Gott, es ist doch alles schon erzählt, alles ist besser erzählt und ich habe dem nichts hinzuzufügen.« Das ist der tägliche Frust, der am Schreibtisch lauert.

BO: Aber wie lernt man zu gucken? Wie übt man zu gucken?

DD: Indem ich die Studenten zu Übungen verdonnere. Sie müssen sich zum Beispiel an einen Platz setzen und eine, zwei, drei Stunden alles aufschreiben, was passiert. Das müssen sie alle machen und zwar alle

am selben Platz. Dann wird schon sehr klar, wer was wie sieht – wer was wie hört. Wo konzentriert sich das Interesse? Was interessiert einen eher nicht? Wohin wandert der Blick? Wo bleibt er hängen? Das sind interessante Übungen (*lacht*). Wir machen auch jedes Jahr eine Exkursion. Aber da kann ich leider immer nur 15 Studenten mitnehmen.

BO: Eine Exkursion?

DD: Jedes Jahr fahren wir für zehn Tage in ein fremdes Land. Das ist ein wichtiger Baustein, finde ich, fürs Schreiben. Wir fahren an einen Ort, an dem die meisten noch nie gewesen sind und ich auch oft nicht. Dort versuchen wir mit diesem etwas geschärften Blick, den man hat, wenn man in ein fremdes Land kommt, zu beobachten, zuzuschauen, zuzuhören. Wir fahren beispielsweise nach Kuba, nach Istanbul, nach Transsilvanien, nach Gran Canaria, nach Malaga, (*holt Luft*) nach Barcelona, nach ... Jerusalem.

BO: Suchen Sie diese Orte aus oder findet die Auswahl in Absprache mit den Studierenden statt?

DD: Nee, die suchen eine Assistentin und ich aus – natürlich auch nach logistischen und finanziellen Kriterien. Vor Ort versuchen wir ein interessantes Thema zu recherchieren. Wir haben z.B. über afrikanische Flüchtlinge in Spanien recherchiert, gerade waren wir in Istanbul und haben deutsch-türkischen Biografien nachgespürt. In Transsilvanien waren wir auf der Spur von »Blutsaugern« – auf allen Ebenen. Wir haben auch Kooperationen mit Studenten vor Ort, zum Beispiel in Kuba und in Jerusalem. Wir machen jedes Mal etwas anderes. Aber immer geht es darum, auch sich selbst zu beobachten. Was passiert mit einem und mit der eigenen Wahrnehmung, wenn man in fremdes Gewässer geschmissen wird?